



Stefan Petermann

DIE SOMMERFRISCHE
AM ENDE DER STRASSE

GALERIE DER STADT WELS

Die Sommerfrische am Ende der Straße

Stefan Petermann

Eine Publikation im Rahmen der Ausstellung Sommerfrische
in der Galerie der Stadt Wels, 2015.

Eine Edition der Galerie der Stadt Wels

Text: Stefan Petermann

Bilder: Trajan Forster, mit freundlicher Genehmigung
von *Landlust*

Bilder: Seite 15 und 40 von Stefan Petermann

Redaktion/Grafik: Günter Mayer (Leitung),

Elke Doppelbauer, Birgit Ortner

© Galerie der Stadt Wels, 2015

ISBN 978-3-200-04214-8

»... und ein leichtes Gespräch mit ihr führte, über das wunderbare Sommerwetter und über allerlei Ausflüge, die man eigentlich unternehmen sollte und zu denen man sich doch nie entschloß ...«

Arthur Schnitzler: Frau Beate und ihr Sohn



INHALT

Wels	14
Sommerfrischler	17
Unterwegs	19
Traunsee	20
Bad Ischl	22
Wels	25
Hallstatt	25
World Heritage View	31
Wels	32
Katrin	34
Wolfgangsee	38
Wels	39
Attersee	43

Zutritt nur für
WASSERSPORT-
TREIBENDE !
Benützung auf
eigene Gefahr !

Betreten des Steges
auf eigene Gefahr!
Eltern haften für ihre Kinder

Öffentlicher Steg
bis zum Tor
Eltern haften für ihre Kinder

Die Sache ist: Ich werde auf jeden Fall lügen. Für eine Ausstellung soll ich vier Tage auf Sommerfrische ins Salzkammergut gehen. Das kann natürlich nur scheitern. Was man Sommerfrische nennt, war vor hundertfünfzig Jahren und man fuhr einen Sommer lang. Ich lebe heute, ich habe keinen Sommer, ich würde also lügen, wenn ich behauptete, ich wäre auf Sommerfrische gewesen.

Was ich allerdings habe: 333 Euro. Die stehen für meine Sommerfrische zur Verfügung. Damit miete ich ein Zimmer im Hotel Greif. Das Hotel Greif liegt in der Rainerstraße von Wels und damit etwa hundert Meter von meiner Dachgeschosswohnung entfernt. Ich finde mein Vorhaben vertretbar. Ansonsten bin ich ja auch zuhause und stelle mir schreibend die Welt vor. Für die besten Sätze muss ich nicht zwangsläufig hinaus. Und wenn ich schon lüge, dann will ich zumindest konsequent sein.

Wels

Sommerfrische in Wels. Das Szenario ist gar nicht mal so abwegig wie es scheint. Einst gab es hier jodhaltige Wasserquellen, Wels hätte zu einem Sommerfrischeort werden können. Man hätte Wels in einem Atemzug mit Bad Ischl oder Hallstatt genannt. Dann lagen die Quellen leider nicht zentral genug und waren zudem nicht jodhaltig und damit gesund genug und Wels wurde anstatt zum Kurort zur Einkaufsstadt.

In dieser Einkaufsstadt erwartet mich das Hotel Greif mit dem sandrotfarbenen, größtenteils tadellosen Aussehen eines Mehr-Sterne-Hotels, das sich seiner Verantwortung solventen Gästen gegenüber bewusst ist. Vor dem Eingang liegt ein ebenfalls sandrotfarbener Teppich aus, der in die Lobby führt. Dort steht hinter der Theke ein Concierge. Ich lege das leichte Handgepäck ab und trage mein Anliegen vor. Und wie wir uns begegnen, nehmen wir uns nicht als Menschen wahr. Wir treten uns in selbstgewählten Funktionen gegenüber: als Kunde und als Dienstleister.

Der Concierge zeigt sich erfreut. Als Dienstleister ist es sein höchstes Glück, Kundenwünsche zu erfüllen. Damit mein Wunsch erfüllt werden kann, müssen Formalitäten erledigt werden. In ein Formular trage ich einen falschen Namen, aber die korrekte Adresse ein. Den Umstand, dass Wohnsitz und Hotel so nah beieinander liegen, nimmt der akkurate Concierge regungslos zur Kenntnis. Er übergeht die Irritation einfach, was um so deutlicher zeigt, mit welcher Professionalität er seine Rolle ausfüllt.



Nachdem er mir den Schlüssel überreicht hat, der mit einem schweren Gewicht versehen ist, suche ich mein Zimmer auf. Wohnraum in Hotels zu buchen bedeutet, zeitweise ein Zuhause zu mieten, weil man im eigentlichen Zuhause nicht sein kann. In der minimalsten Version genügen dafür vier Wände, ein Dach und ein Bett, idealerweise nicht allzu schäbig.

Das Sommerfrischezimmer erfüllt mehr als ausreichend die gestellten Ansprüche: eine hygienische Nasszelle, darin Handtücher für verschiedene Abtrockvorgänge, dazu einen praktischen Fön und nach Mandeln riechendes Duschgel, das auch als Haarshampoo verwendet werden kann. Im Wohnbereich habe ich ein Bett, am Fenster einen Tisch, auf dem eine in Leder gebundene Mappe liegt und ein Fernsehapparat steht, daneben einen Kasten mit Kleiderbügeln, die sich nicht entfernen lassen, eine Deckenlampe und eine Nachtlampe. Ein Vorhang hält Sonnenlicht fern.

Sogleich breite ich auf dem Bett die Bücher aus, die mir die Reise ins Salzkammergut ermöglichen sollen; landschaftliche Beschreibungen, historische Zeittafeln, Biografien von salzkammergutaffinen Künstlern, touristische Informationen und kulturwissenschaftliche Betrachtungen zur Sommerfrische. Einiges davon werde ich im Laufe der nächsten Tage lesen, ich werde Fotos betrachten und mir daraus eine Geschichte basteln, welche die Ausstellungsbesucher zufriedenstellen wird. Darum geht es schließlich. Wie der Concierge bin auch ich Dienstleister. Die dreihundertdreißig Euro habe ich nicht einfach so bekommen. Ich stehe in der Pflicht, eine Gegenleistung zu erbringen.

Nach zwei untätigen Stunden im Hotelzimmer kann ich behaupten, dass ich mich recht wohl fühle. Kein schlechtes Gewissen stellt mein Vorhaben in Frage. Die Gedanken sind angenehm stumpf und die Decke, an die ich starren könnte, weist kaum Anzeichen von Verschleiß auf. Hier geht es mir so gut, wie es der Zimmerpreis verspricht.



Stände ich stattdessen an einem der malerischen Salzkammergutseen, würde ich mich nicht an den sich devot zu den Bergen schmiegenden Hütten erfreuen können. Ich würde die Häuser sehen und die Grundstückspreise mitdenken. Über jedem individuell von einem Münchner Architekten gestalteten Dach würde eine virtuelle sechs- oder siebenstellige Zahl schweben und mich fragen, welche Hypothek auf diesem Glück wohl lastet. Welche Opfer mussten erbracht werden, um an diesem zauberhaften Ort leben zu dürfen? Oder schlimmer noch, mussten etwa keine Opfer dafür erbracht werden? Die totale Ökonomisierung der Gegenwart hätte mich verdorben. An den Seen würde ich kein Stück Menschengemachtes betrachten können, ohne mich zu fragen: Was ist das wert? Und: War es das wert?

Sommerfrischler

Zu Beginn meiner Reise wäre ich weißgottwie unentspannt. Vorbildlich würde ich die Tage durchgeplant haben und doch genau wissen, dass sich nur wenig davon wie geplant verwirklichen lassen würde. Wie sollte ich einen Rhythmus finden zwischen wandern, essen, Nichtstun, Gespräche führen, beobachten, das Besondere suchen, notieren? Alles wäre eins und alles wäre Hast und das würde mich in der Summe zu einem schiachen Menschen machen, aber nicht zu einem Urlauber, einem Reisenden, einem Sommerfrischler.

Was müsste ich als sogenannter Sommerfrischler überhaupt für Anforderungen erfüllen? Zuallererst müsste ich der Enge, Hitze und Hektik der Stadt entfliehen wollen. Doch ginge ich aufs Land, würde ich die Stadt dahin mitnehmen; lauter Gerät-



schaften, die den Alltag im Idyll so komfortabel wie möglich gestalteten. Ich müsste die Ruhe in der Natur suchen, aber dabei stets den geselligen Rahmen wahren. Ich müsste in Konditoreien sitzen und Tennis spielen, müsste auf Bootsausflüge gehen und Gipfeln entgegenstreben. Ich hätte Menschen um mich, die für mich sorgten und ständig ein »Ach, wie ist das schön« auf den Lippen, blickte ich in die Anmut der herrlichen Talschaften. Ich hätte jede Menge Ausflugsziele vor Augen und unentwegt Entschuldigungen parat, weshalb ich nichts täte. Ich ginge baden und wollte meinem Körper fortwährend Gutes tun. So wäre ich ein Sommerfrischler.

Unterwegs

Sicher säße ich in der Salzkammergutbahn, denn die Abgeschiedenheit der Orte dort erfordert einen besonderen Nahverkehr. Vielleicht lugte ein alter europäischer Herr mit Schirmmütze verstohlen auf das Smartphone einer jungen asiatischen Dame im Sitz vor ihm, die in einem langwierigen Entscheidungsprozess aus einer Vielzahl von Selfies das Passende zum Posten auswählte. Beide schauten aufs Display und somit nicht aus dem Fenster auf das Land, wo die Wiesen saftig mit für Kühe nahrhaften Kräutern in farblicher Pracht ständen und der Nebel aufrisse und den Blick freigäbe auf das übertrieben klare Glitzern der schneebedeckten Gipfel. Und dieses Nichtteilhaben an der Wirklichkeit wäre ähnlich wie im Hotelzimmer sitzen.



Faszinieren würde mich die Figur des Schaffners. Der Schaffner wäre ein guter Mensch. Er wäre uniformiert. Er säße im Bahnstationshäuschen seiner von Steilwänden umgebenden Ortschaft und tränke Kaffee. Kündigte sich ein Zug an, stellte er den Kaffee zur Seite, setzte die Schaffnermütze auf, träte aus dem Häuschen, kurbelte die Schranken des einzigen Bahnübergangs im Ort herunter, nickte dem Lokführer zu und grüßte den einen ankommenden Gast. Führe der Zug eine Minute später ab, kurbelte der Schaffner die Schranke wieder hoch und kehrte zurück in sein Häuschen, wo er sich einen neuen Kaffee einschenkte und eine weitere Stunde Zeit hätte zum Trinken.

Traunsee

Einmal wäre auch ich der ankommende Gast und stiege in einer der bezaubernden Ortschaften aus. Am liebsten wäre ich sowieso an touristischen Orten, wenn dort keine Touristen sind. Also an einem Maitag in Altmünster. Die Esplanade wäre leer. Der Traunsee schimmerte. Augenblicklich verspürte ich das Bedürfnis, etwas in das Wasser zu werfen, mich zum Beispiel oder Gegenstände. Oh, dieses Vergnügen, Steine, vielleicht auch Glasscherben in die Hand zu nehmen, weit auszuholen und von mir weg zu schleudern. Das Geräusch, ein sattes Platschen, zerstörte die viel zu friedfertige Stille. Das Objekt mit all seinem Gewicht donnerte auf und gleich hinein ins Wasser. Das Idyll wäre gestört. Ganz wunderbar hätte sich dessen Instabilität gezeigt, auch wenn es Sekunden später schon, wenn sich das Loch geschlossen hätte und das Platschen verklungen wäre, so schiene, als wäre nie etwas

gewesen, das Einspruch erhebt gegen das Liebreizende. Der Stein würde, geopfert für diese kurze Intervention, für ewig auf dem Grund ruhen.

Und wenn ich wieder einstieg, würde ich einen freundlich, ansteckend euphorisierten Koreaner treffen, der nur zwei deutsche Worte spräche: *badisch* und *hallstatt*. Das würde ihm schon genügen, um im Salzkammergut durchzukommen.

Die Frage würde sich stellen, was das Salzkammergut überhaupt ist. Geologisch gesehen und vor allem territorial. Sicher gäbe es erbitterten Zank darüber, wo es beginnt, dieses Salzkammergut. Gmunden würde mit Bad Ischl streiten, Altmünster mit Traunkirchen und sicher hätten sich zahlreiche Orte



selbstbewusst Hinweistafeln an die Ortseingangsschilder genagelt und würden sich zum Tor zum Salzkammergut erklären.

Aber den Schildern wäre nicht zu trauen. Sehr wahrscheinlich müsste ich, um ins Salzkammergut zu gelangen, erst durch einen dunklen Tunnel fahren, dessen Eingang zwei steinerne Löwen bewachten. Diese Vorstellung würde mir sehr behagen: Um in dieses geheimnisvolle Land vorzustoßen, müsste ich, wie in jeder guten Reisegeschichte erst ein Abenteuer bestehen und eine Höhle durchqueren, um danach eine vergangene Welt entdecken zu können.

Bad Ischl

Und so begänne das Abenteuer. Es begänne in Bad Ischl. Denn ich habe gelesen, dass jeder, der ins Salzkammergut fährt, dort ankommt. Und wenn er dazu noch auf Sommer-



frische ginge, wäre Bad Ischl sowieso das Epizentrum allen Erholens.

Um mir Bad Ischl vorstellen zu können, müsste ich mich an die goldenen Tage in Karlsbad erinnern und mir Sisi dazu denken. Sisi und den Kaiser von Bad Ischl wegzunehmen hieße, die untersten drei Reihen des Kartenhauses Kurort k.u.k. AD wegzureißen. Ich weiß, es bräuchte nicht viel, um sich gesund zu fühlen: Ruhe, Bewegung, regelmäßiges Trinken von Wasser, keine fettsüßen Speisen. Mich interessierte: Lebt man das Kurhafte im Kurort auch? Die Touristeninformation residierte in einem Tempel, der Trinkhalle hieße und viel Platz darauf verwendete zu informieren. Ich würde informiert werden und nach Durchsicht der aus-liegenden Prospekte wissen: Alles Kaiserliche würde dort mit bedingungslosem Ernst zelebriert werden. Auch ich würde mich dem bereitwillig ergeben. Verschickte ich eine Postkarte, dann nur eine mit einem Sisiporträt darauf.

Der Stadtkern erweckte das Bild einer vergangenen Zeit verbunden mit den Ansprüchen heutiger Urlauber. Da wären Fachgeschäfte für Ayurveda, Massagen, Maniküren, Holzspielzeug, Trachtenmode, Mozartkugeln und Mehlspeisen. Vom Ischler Rand erhoffte ich mir einen Rest Ursprünglichkeit. Was natürlich eine unsinnige Erwartung wäre. Doch hielt Künstliches hundert Jahre durch, würde es auch ursprünglich werden: Die grazilen Fontänen der Springbrunnen, das selbst im Laternenschein so gleißend helle Weiß der Parkbänke, die gesunden Kieselsteine, die Esplanade mit den Bäumen in Reih und Glied, der Kurpark, in dem der amtierende Landeshauptmann schon seinen eigenen Garten hätte und damit für den Nachruhm sorgte, die feinen Plaketten auf den

Häuserfassaden, die von Operettenkomponisten kündeten, die einstmals hier einen Sommer lang Kraft tankten, die Holzbalkone und Wintergärten, die Büsten und Bildnisse des Kaiserpaars – all die entbehrlichen Insignien der Fremdenverkehrsindustrie könnten im Laufe der Zeit selbst einmal einen Wert bekommen.

Ich würde mir das anschauen und nach einigen Stunden etwas bemerken: Hier würden auch Leben geführt werden. Hier würde geliebt und gelitten, hier würde aufgewachsen und gestorben werden. Das vergisst man leicht an einem Ort, an den man zur Erholung käme und mit allem Recht eine Auszeit vom Alltag einforderte. Aber nicht alle Menschen dort nähmen eine Auszeit. Für die meisten wäre meine Auszeit ihr Alltag. Meine Auszeit wäre deren Vollzeit, die Postkartenverkäufer, die Touristeninformationsangestellten, die Kellnerinnen, Fremdenführer, Seilbahnkassiererinnen und Hotelputzkräfte wüssten, was gemeint wäre.

Am Abend säße ich in einem der gutbürgerlichen Edelrestaurants allein an einem Vierertisch und entspräche so dem bedauernswertesten Bild von Einsamkeit. Geweihe dienten als Lampen, Saiblinggeruch zöge von der Geburtstagsrunde nebenan zu mir. Ich bestellte Fiakergulasch. Und empörte mich. Da gäbe es die nahezu perfekte Mahlzeit – Gulaschfleisch und Serviettenknödel. Und dann würden noch Gewürzgurken, Würstchen und Spiegelei hinzugefügt. Gewürzgurken? Wer denkt sich so etwas aus? Bei jedem Bissen in die saure Gurke würde ich aus dem zarten Gulaschtraum gerissen werden und mich fragen: Genügt nicht das Gulasch? Genügen nicht die gesunden Quellen? Ist die Gewürzgurke für das Gulasch, was der Kaiser für Bad Ischl ist?

Wels

Mit diesen Vorstellungen vom ersten Tag auf Sommerfrische ist der erste Tag im Hotel geschafft. Schwer zieht ein Phantomschmerz in die Beine. Die Füße nur minimal schief aufgesetzt summiert sich das im Laufe vieler in Gedanken gelaufener Kilometer zu einem stechenden Schmerz. Da noch einiges an Sommerfrische vor mir liegt, muss ich mit den Kräften haushalten.

Sicher gehört das Erschöpft-Sein, dieses angenehme Gefühl des Etwas-geschafft-Haben zur Sommerfrische dazu. Und so überfällt mich im Hotelzimmer eine zufriedene Müdigkeit und ich beschließe, von nun an hier zu bleiben. Gerade als ich es mir in diesem Frieden gemütlich machen will, verliere ich die Übersicht: Von welchem Hotelzimmer ist die Rede? Bad Ischl? Wels? Ich kann mir nicht vorstellen, ich säße in einem Hotelzimmer in Wels und stellte mir vor, ich säße in einem Hotelzimmer in Bad Ischl und würde das Zimmer in Bad Ischl nicht mehr verlassen wollen und müsste mir deshalb einen Ausflug nach Hallstatt vorstellen. Das wäre eine Vorstellung zu viel.

Hallstatt

Am nächsten Morgen bleibe ich im Hotelzimmer in Wels, verlasse aber das Hotelzimmer in Bad Ischl und trafe auf dem Weg zum Bahnhof vor der Eurotherme den euphorisierten Koreaner vom Vortag wieder. Wir würden uns gleich erkennen. Er hätte von freundlichen Einheimischen ein drittes Wort gelernt: Wuchteln. Ich erinnerte mich an sein zweites und kaufte ein Ticket nach Hallstatt.

Die Salzkammergutbahn und darauffolgend ein Wassertaxi, das getaktet mit der Ankunft des Zugs die Passagiere zur anderen Seite des Ufers übersetzte, würde mich dahin bringen. Vielleicht hätte ich auf der Fahrt dahin dies und das über die Landschaft gedacht und wäre dabei in Versuchung gekommen, sie zu beschreiben.

Unter Umständen wäre ich bezaubert von der Pracht der Natur. Die Maßlosigkeit des Wunderbaren würde mich bisweilen überwältigen. Ich würde mich an Satzkonstruktionen versuchen, die mein Niederknien vor den Gipfeln, bewaldeten Tälern und glattgezogenen Seeflächen beschreiben sollten und hoffen, dass niemand je zuvor solche Worte in solch einer Reihenfolge verwendet hätte. Und erstaunlich, 26 Buchstaben sind es nur und dennoch fände ich zumindest einen Satz, den niemand je genau erst gefühlt, dann gedacht und schließlich notiert hatte. Ich schriebe:

Hallstatt ist ein Landschaftszoo, wie als wollte mich eine Tourismus-Marketing GmbH mit allem Nachdruck überzeugen, Worte wie »pittoresk« oder »Gänsehaut pur« zu verwenden.

Die Marktgemeinde Hallstatt läge auf einer halbinselähnlichen Ausbuchtung am See, auf der sich die zierlichen Bootshäuser wie die geöffneten Schublade einer antiquierten Kommode übereinander stapelten. Das Wasser wäre schockierend klar, so dass die Berge, der Himmel, Hallstatt selbst doppelt vorhanden wären. Es wäre der pittoreske Metakommentar der Natur zum emsigen Kopierfleiß der Chinesen, welche das Örtchen eins zu eins in der Provinz Guangdong nachgebaut haben.

Doch ich ließe mich nicht ködern. Denn wenn ich so ein anheimelndes Gefühl wollte, könnte ich mich auch vor eine Foto-
tapete von Hallstatt stellen. Der Effekt wäre derselbe. Dabei
wäre es wert, all das festzuhalten. Und alles würde festgehalten
werden. Eine große Gruppe Asiaten, vorzugsweise Chinesen,
dazu europabereisende Amerikaner, einige Einheimische
hätten prompt die Smartphones parat. Alle hätten den gleichen
Blick auf die gleichen Dinge und machten die gleichen Fotos,
natürlich auch ich.

Uns und das Panorama fotografierend – eine Gruppe Inder
skypete während des Übersetzens des Wassertaxis mit der
in Indien gebliebenen Familie – landeten wir an. Der Land-
schaftszoo wäre nun eine alpine Weltkultursafari. Häuser-
fassaden, mit Blumenkästen geschmückte Balkone, das
Pflaster auf Hochglanz poliert. Wer wollte, mietete sich für das
allumfassende Hallstattgefühl ein Dirndl to go. Wenn sich dort
etwas verkaufte, dann Kunsthandwerk, aus Holz gefertigter
Schnickschnack, schimmernde Steine, Sachen aus Salz.



Chinesen missverständen diesen Ort als ein lebendiges Museum. Wie selbstverständlich öffneten sie die Türen zu den Häusern, träten ein, nähmen sich aus den Kühlschränken Käse, ließen ihre Finger über Anbauwände gleiten und legten sich in gemachte Betten. Sie begriffen nicht, dass dort Menschen wohnten. Doch wäre ihre Unverschämtheit unschuldig Unverständnis, die logische Konsequenz der Aura dieses kulissenhaften Orts. Man könnte sich kein Leben dort im Winter vorstellen, wenn es die Sonne niemals über Berge schafft und das Malerische kalt im Dunkel liegt. Im Winter müssten die Kulissen abgebaut und eingemottet werden, übrig bliebe ein schwarzes Nichts.

Und doch wäre Hallstatt, ginge man nur zwei Minuten vom geschneiegelten Marktplatz weg, der in Wirklichkeit noch unwirklicher aussähe als auf einer gephotshoppten Postkarte, herrlich verschlissen. Die romantisch verwitterten Stiegen, die zu den Felsen hinaufführten, vermoost, das Holz der Geländer leicht morsch. Selbst das Unperfekte wäre perfekt. Selbst der Friedhof wäre idyllisch.

Gräber lägen auf einem lieblichen Plateau mit Blick auf den See. Jeder Zentimeter Erde würde als letzte Ruhestätte genutzt. Die fleischlosen Schädel würden auf Wunsch entnommen werden, gebleicht, bemalt und im Beinhaus ausgestellt. Die Einheimischen säßen auf Bänken und läsen Frauenzeitschriften, während Touristen an den Gräbern vorbeiflüchteten. Die Fotos der Verstorbenen auf den Kreuzen würden sie kurz mit Blicken streifen, um danach die ein Euro Fünfzig für den Eintritt ins Beinhaus zu zahlen. Die bunt markierten Schädel der verstorbenen Hallstätter wären beliebtes Fotomotiv. Die Lebenden setzten sich so in Bezug



zu den Toten und ich könnte denken: Begraben möchte ich hier nicht sein.

Wenn alt anmutende Fischerboote Schlieren im Wasser zögen, Schwäne stolz aufstiegen und die Sonne Lichttrapeze gegen die Berge würfe – natürlich wäre das schön. Aber würde das nicht reichen? Reichte es nicht, etwas schön sein zu lassen? Müsste man dafür Haltestellen und Hotels errichten, Eskimoeis verkaufen und Schautafeln beschriften? Ginge es nicht auch ohne die Schlüsselanhänger und Souvenirschädel, die über-
teuerten Pizzen Margarita und Aquarellzeichnungen?

Genügte es nicht, wenn Hallstatt einfach ein Ort an einem See wäre, an dem Mensch lebten und ab und an kämen andere Menschen vorbei und hielten sich dort ohne große Erwartungen auf, wären dann überrascht, beeindruckt und reisten wieder ab?



Das eine führt zum anderen. Die Menschen bekommen Wind davon, dass da ein Ort ist, der schön sein soll. Ihr Interesse ist geweckt und sie fahren dahin, um sich mit eigenen Augen von der Schönheit zu überzeugen. Zuvor haben sie in Prospekten schon geschaut und sich informiert, wie viel und welche Schönheit sie erwarten wird. Und sind sie da, gehen sie das Schöne ab und sagen, ja, das ist schön, sogar besonders schön und jetzt bin auch ich hier im Schönen, lass uns doch noch zwei oder fünfzig Fotos von mir vor der Schönheit machen.

Dieser Ort wäre durch seine Schönheit verdorben. Man müsste ihn fünfzig Jahre von der Außenwelt abschirmen und sich selbst überlassen, unromantisch verwittern und verkommen müsste er und das Schöne müsste von abstoßenden Käfern und das Pflaster sprengenden Wurzeln hässlich zersetzt werden, damit er wieder erträglich wäre.

World Heritage View

Aber ich möchte mich nicht in unnütze Abscheu gegen das für den Reisenden perfektionierte Schöne hineinsteigern. Ich möchte Zufriedenheit finden. Die würde ich auf dem alpinen Weg hoch zum Salzbergwerk finden. Ich weiß, Natur gibt es überall. Dafür bräuchte es Hallstatt nicht. Aber das Hackeln beim Aufstieg genügte schon. Nach jeder Biegung ein neuer kräftiger Blick auf den See.

Am Gipfel wäre, das habe ich auf einer Webseite gelesen, der *World Heritage View*. Ein Betonsteg ragte beängstigend weit über den Stein hinaus in den Himmel und ermöglichte einen Blick auf Hallstatt, das so endgültig wie eine Miniaturstadt

scheinen würde. Touristen stünden dort bestimmt Schlange, um auf der engen Zuspitzung des Stegs die identische Pose einnehmen zu können – die Arme ausgebreitet, dazu der Dynamik wegen ein angedeuteter »Wuhu«-Schrei auf den Lippen. Ein kribbelndes *Titanic*-Gefühl stellte sich ein. Die professionellen Weltenbummler hätten Selfiestangen mitgebracht. Andere steckten ihre sonnenrotgebrannten Köpfe durch die kopflose Pappfigur eines beide Daumen reckenden Salzbergmannes. Wie viele Fotoapparate von hier aus schon in die Tiefe gefallen wären?

Der Ausflug würde mich erschöpfen. Das Wasser schläge in Wellen ans Ufer, die Menschengruppen auf der Promenade bewegten sich nun zielgerichteter, weil unterwegs zum Bus-terminal. Die Erpel fänden keine Brotkrumen mehr, die Schwanentretboote kehrten zurück zur Anlegestelle. Bald brächte das letzte Wassertaxi des Tages die letzten Tagestouristen zurück zum Bahnhofpunkt. Und wäre die Sonne erst hinter dem Salzberg verschwunden, wäre es endlich dunkel und kalt.

Wels

Der zweite Tag im Hotelzimmer in Wels ist nicht einfach. Mehrmals die Stunde flüchte ich auf den Gang und halte meine Schuhe unter die Schuhputzmaschine. Politur tropft aufs Kunstleder. Das Kratzen und Schaben der Bürstenborsten stimmt mich milder. Meine unsichtbaren Nachbarn machen verdächtige Geräusche. Einmal klopft es an der Tür, ohne dass jemand davor steht. So hat die Zeit hier weniger mit Sommerfrische als mit *The Shining* gemein.

Um zumindest ein bisschen Leistung zu erbringen und den Anschein zu erwecken, ich wäre meiner beobachtenden Pflicht nachgekommen, bräuchte ich Fotos. Ich nehme Kontakt mit einem lose befreundeten Fotografen auf, von dem ich weiß, dass er vor Jahren Aufnahmen für die *Landlust* im Salzkammergut gemacht hat. Ich erbitte einige der damaligen Fotos.

Ein bisschen Ausschuss habe er noch übrig, erklärt er kurz angebunden und nennt im gleichen Atemzug den Betrag, der ihm als Aufwandsentschädigung vorschwebt. Dieser übersteigt mein Budget bei Weitem. Ich erkläre, dass es hierbei um Kunst gehe, immerhin würden die Aufnahmen in einer Galerie(!) hängen. Kunst dürfe nichts kosten, sonst sei sie eine Dienstleistung, ist mein Argument, dem er letztlich nichts entgegensetzen kann. Bald darauf erhalte ich eine Mail mit großem Anhang (Internetzugang ist im Zimmerpreis inbegriffen) und nehme mir vor, die Bilder später für die Ausstellung in der Drogerie auszudrucken.

Des Nachts schlafe ich schlecht und mache mir Vorwürfe wegen meiner parasitären und feigen Haltung. Nur mühsam kann ich mich beruhigen. Das Salzkammergut von 2015 ist sowieso längst eine Simulation von Sommerfrische. So wie die Chinesen Hallstatt nachbauen, baue ich das Salzkammergut in Worten nach. »Sommerfrische« ist zu einem Kampfbegriff von Marketingagenturen geworden, der in gleicher leerer Weise verwendet wird wie »nachhaltig« oder »menschlich«. Ein Vorwurf ist mir nicht zu machen.

Katrin

Um wieder etwas Echtes zu fühlen, müsste ich auf einen Berg. Die Katrin bei Bad Ischl böte sich dafür an. Immerhin 1542 Meter ist sie hoch. Die Schatten der Seilbahngondeln wanderten über den Waldweg wie Schatten von Vogelschwärmen. Fliegen stöben von Tierkot auf. Am Herrgottswinkel wären Bildnisse von Heiligen an die Stämme geschlagen. Auf den Lehnen der Bänke ständen die Namen der Seen, die ich sähe, wenn ich säße. Die Wegmarkierungen hätten die Farben der österreichischen Flagge, was seltsamerweise tröstlich wäre.

So sickerten Eindrücke ins Gewebe und lagerten sich dort ein und würden bei einer energetischen, also geistigen Anstrengung wie einem Erinnerungsvorgang wieder freigesetzt werden. Wie Schweißtropfen salzig träten Bilder zu Tage.

Noch wäre ich nicht oben. Sehr weit entfernt von oben wäre ich noch. Seit Stunden wären es noch 1 Stunde 30 Minuten bis zur Bergstation. Das läge auch am Weg. Denn da wäre erst ein Weg, dann die Ahnung eines Weges, dann eine Zumutung, dann ein paar achtlos aus dem Boden gewachsene Steinbrocken, dann nichts mehr von allen. Es gäbe einen unmöglichen Weg und einen fast unmöglichen Weg. Und der brächte mich immer zum Ziel.

Beim Aufstieg hätte ich sicher einen Zen-Moment. Wenn ein Flugzeug dich nach Wien bringt und die Bahn nach Bad Ischl und ein Bus zur Seilbahnstation und die Seilbahn dich zum Gipfel und dann drei Schritte bis zum Gipfelkreuz genügen,



wirst du das Schöne niemals schätzen lernen. Weil es mühe-
los zu haben war. Das Hemd muss im Schweiß kalt an deinem
Rücken kleben, deine Sohlen müssen brennen, der Atem muss
dir knapp werden, du musst dich und das Gebirge verfluchen.
Und dann drehst du dich um und siehst unter dir das Tal und
wie ein erster Tropfen Wasser nach Tagen in der Wüste köstlich
deine Kehle hinabrinnt, überflutet dich die Schönheit des Seins
am Beispiel dieses Blicks.

Schönheit kann nur durch Anstrengung erfahren werden. Diese
Erkenntnis steht im fundamentalen Widerspruch zur Idee der
Sommerfrische. Sommerfrische ist ein striktes Minimum an
Aktionismus. Eine Stunde leichtes Schlendern wird schon
als Anstrengung idealisiert, die es mit gespritztem Most und
paniertem Kalbsschnitzel zu feiern gilt. Nein, es kann kein
wahrhaft schönes Leben in der Sommerfrische geben.

In drei Stunden Aufstieg begegneten mir drei Menschen. Das
würde sich an der Almhütte ändern. Es gäbe Hollersaft und Ge-
selchtes, dazu konsequentes Duzen. Von der Bergstation
wären es vierzig weitere Minuten bis zum Gipfel. Ein letzter An-
stieg, ein letztes Klettern über obskure Steintreppen und ab-
surde Wurzelgebilde, ein letztes leichtes Taumeln meinerseits,
was in einem ungünstigen Moment geschähe, ginge es dort
doch am tiefsten in die Tiefe. Dann wäre ich am Gipfelkreuz.

Sieben Seen ließen sich erblicken. Die Ankommenden trügen
stolz ihre Namen in das Gipfelbuch ein. Ein Vater gäbe seinen
Kindern eine Gratislehrstunde über Sicherheit beim Klettern:
Immer müsse der Horizont für einen möglichen Wetter-
umschwung im Auge behalten werden. Immer müsse die Haut
bedeckt sein, um einen schmerzhaften Höhensonnenbrand zu

vermeiden. So sähe ich meine mit einem leichten Rotton überzogene Haut mit anderen Augen.

Doch hielt es mich nach all den Mühen des Aufstiegs, nachdem Schweiß und dem Fluchen nur kurz am Gipfel, gerade so, als wäre am Gipfel der Gipfel nicht mehr wichtig. Schon auf den ersten Metern des Abstiegs träfe ich auf Menschen, die wissen wollten, wie ich nach oben gelangt wäre. Unverzüglich würde ich meinen Aufstieg verklären, die Schwierigkeiten, das Abenteurer, die Gefahr. Die Verklärung wäre mein gutes Recht, denn es wäre ja meine Geschichte und sie würde es von nun an immer sein.

In ausgedachten Geschichten so wie dieser kann ich die Gefahr suchen. Im wirklichen Leben besser nicht. Das wirkliche Leben lässt keine nachträgliche Korrektur zu. Was mir alles drohen könnte auf Sommerfrische im Salzkammergut: ein falscher Tritt und daraus folgend ein tödlicher Sturz. Steinerschlag von der Felswand. Eine Lawine. Ein Zeckenbiss, der in einem halben Jahr für eine Hirnhautentzündung sorgen könnte, denn das Salzkammergut ist erhöhtes Risikogebiet. Die Salzkammergutbahn könnte mit mir darin entgleisen. Ein Ausflugsboot könnte kentern und ich würde im Mondsee ertrinken, ein Ortsname, der sich poetisch in meiner Traueranzeige machte, aber existenziell unvorteilhaft in der Vita. Höhen Sonnenbrand mit Spätfolgen. Lebensmittelvergiftung durch zu viel Gulasch. Angriffe durch aggressive Kuhherden, die nachweislich jedes Jahr mehrere Wanderer zu Tode bringen. Einen anaphylaktischen Schock durch einen Hornissenstich. Fuchsbandwurm durch das Verspeisen von Himbeeren am Wegesrand. Herzinfarkt aufgrund der ungewohnten Anstrengung. Hitzeschlag.

Die Möglichkeiten, Opfer eines Unglücks zu werden, sind auf Sommerfrische nahezu unendlich, größer jedenfalls als in einem Hotelzimmer. Ich bezweifle, dass das Risiko zu Sterben einen möglichen Gewinn durch Erholung aufwiegt.

Wolfgangsee

Trotz der neugewonnenen Erkenntnis über die Schönheit begäbe ich mich nach dem Abstieg am gleichen Nachmittag noch vollkommen mühelos per Bus an den Wolfgangsee. Und wüsste nun, wo Himmel und Hölle aufeinander stießen: in St. Wolfgang. Gegenüber des Weissen Rössls läge das Schwarze Rössl. Der böse Zwilling, der alles verneinte, was der weltbekannte Bruder lobpreist. Anstatt einer arglosen Peter-Alexander-Lustspielhaftigkeit abgrundtiefe Negation. Als hätte sich ein Paralleluniversum aufgetan, in dem es keine Mehlspeisen, sondern Speisemehl gäbe, Schlagobers Schlagunters hieße und lauter Bildnisse von Luigi Luchen an den Wänden hingen. So unproduktiv schweiften meine Gedanken im süßholzraspelnden St. Wolfgang ab, während ich in Versuchung geriete, eine Salbe mit Latschenkieferextrakt zu kaufen oder besser noch mit Murmeltierfett und noch besser, etwas mit beidem, weil, das hülfe meiner Gesundheit.

Und wie ich die Wahl hätte zwischen einer Stunde länger in St. Wolfgang zu sein oder Erholung im hoteleigenen Spa-Wellness-Bereich mit Saunalandschaft, Erlebnisduschen und Kneippkuren zu suchen, entschiede ich mich für das körperliche Wohlbefinden. Denn darum sollte es bei der Sommerfrische ja gehen. Aus der Sommerfrische sollte ich erholt und entspannt kommen.



Wels

Je detaillierter ich mir die Sommerfrische vorstelle, desto verlockender die Aussicht, sie tatsächlich zu erleben. Ich spiele ernsthaft mit dem Gedanken, das Hotelzimmer zu verlassen und den nächsten Zug zu nehmen, der über Schwanenstadt, Attnang-Puchheim und Wankham bei Attnang nach Bad Goisern fährt. Und gerade, als ich mich aufraffen will, kommt der akkurate Concierge und kassiert, was unüblich ist, direkt im Zimmer die Übernachtungsgebühren zuzüglich der Ausgaben für die Minibar ab. Ich muss dies als Zeichen werten, dass mein ursprüngliches Vorhaben doch seine Richtigkeit hat.

So verschwinde ich erneut im ereignisarmen Brüten, dem dumpfen Suchen nach Geistesblitzen, nach schlaun Einfällen, die mir helfen könnten, die Illusion einer Sommer-

frische aufrechtzuerhalten. Im Fernsehen läuft auf einem der hinteren Kanäle ein lokaler Sender, der historische Aufnahmen der Region zeigt. In Schwarz-Weiß-Fotos gegossene Vergangenheit, in der Männer noch vollkommen unironisch Hüte und Bärte trugen, Pferde-Lokomotiven zogen, Dampf aus Schornsteinen eiserner Ausflugsboote paffte, Salzschiffer Salz auf Herrenfuderzillen transportierten, überall Holzstämme lagen, die Gehwege nur in Ausnahmefällen befestigt waren, Autofahrer »Automobilisten« genannt wurden und der aller schönste Blick bestenfalls monochrom war.

Das Alte vor Augen frage ich mich, ob die Vergangenheit erstrebenswert ist. Ob es früher tatsächlich besser war. Früher war sicher besser, wenn du Kaiser warst. Dann wurde fünfmal am Tag das Gedeck vom Fluss hinauf in deine Kaiservilla getragen und das Rotwild im Wald so zusammengetrieben, dass einer deiner kaiserlichen Schüsse keinesfalls das Tier verfehlen konnte. Warst du allerdings derjenige,



der das Gedeck zum Kaiser gebuckelt hat oder warst du diejenige, die seine Bettdecken im Fluss gewaschen hat, dann war früher vielleicht kein Ort, an dem du sein wolltest.

Bei all diesen Überlegungen muss ich größtenteils mutmaßen. Denn ich bin kein Historiker, kein Soziologe, kein Forstarbeiter, kein Wirtschaftsweiser, nicht mal Journalist oder Germanist. Ich bin ein Stümper. Und damit ideal für das geeignet, was ich tue.

Der Schreibende muss ein Stümper sein. Mangel muss sein zweiter Name sein. Nirgends darf er Experte sein. Denn wäre er Experte und wüsste zu einem Thema eingehend Bescheid, würde er sich diesem Thema beugen. Er hätte keinen Blick für das daneben und darunter und darüber. Er würde sein Thema für das Zentrum der Welt halten und die Welt in diesem Sinn erklären.

Ich hingegen muss vor allem zurücktreten. Ich darf dabei sein, aber niemals darin. Ich muss glauben können, ich hätte etwas verstanden, obwohl ich nichts verstehe. Ich schnappe Gespräche auf, labe mich an Fachbegriffen, speichere Pointen von Anekdoten, falle auf Überschriften herein, lese die ersten Sätze von Erklärungen, überfliege Jahreszahlen und berausche mich an diesem wunderbaren Halbwissen. Daraus greife ich mir, was mir nützlich scheint und setze es im Sinn meiner Geschichte ein. Dabei nehme ich keine Rücksicht auf Zusammenhänge oder Logik. Alles opfere ich dem nächsten Wort.

In diese Farben tauche ich meine Finger und zeichne damit auf Papier, ohne Verständnis, ohne Vernunft, ohne Tiefgründigkeit. Ich nehme den Moment und messe ihm die größte Bedeutung

bei und leite daraus das Recht zu schreiben ab. Dazu addiert sich meine Wahrnehmung, die wankelmütig ist und sich von Nichtigkeiten beeinflussen lässt, die für niemanden außer mir von Belang sind. Dennoch ordne ich dieser Wahrnehmung alles unter.

Eine Stunde später habe ich schon vergessen, was mich eben noch begeistert hat. Das Wissen flüchtet, es rinnt aus mir heraus. Platz wird geschaffen. Ich bin ein RAM-Speicher und deshalb in der Lage, ständig neu von der Welt um mich herum beschrieben zu werden. Notiere ich nicht, was ich eben für bedeutsam hielt, ist es unwiederbringlich verloren. Nichts wird je den Moment und meinen Standpunkt dazu rekonstruieren können.

Was ich bestenfalls leisten kann: zwischen guten und schlechten Sprachbildern unterscheiden. Schlechte, weil zu oft schon gebrauchte und damit die Vielfalt der Sprache verspottende Vergleiche wären: Dörfer wie Spielzeughäuser, Menschen wie Ameisen, Nebel wie Zuckerwatte. Gute Vergleiche wären: Nebel, der wie kochende Milch von den Berggipfeln schäumt. Und weitere, die mir gerade nicht einfallen.

Doch meistens bin ich nicht mal in der Lage, diese einfache Unterscheidung zu treffen. Meistens greife auch ich auf das Vertraute zurück. Ich will verstanden werden. So zweifle ich am Geschriebenen und verzweifle an der Aufgabe, die ich mir gesucht habe. Und erstaunlicherweise steht trotz aller Zweifel etwas geschrieben. Und weil es geschrieben steht, beschreibt es etwas, wenn auch nicht unbedingt das, was es sollte.

Ich rede mir ein, die Aufgabe hätte mich gesucht, wie ich hier im Hotelzimmer sitze, anstatt einfach ein paar Tage in einem landschaftlich einwandfreien Areal alle Fünfe gerade sein zu lassen. Ich könnte Urlaub machen und anschließend ein paar Sätze von Adalbert Stifter so umschreiben, dass sie auch von mir sein könnten. Dieses literarische Plagiat, als künstlerischer Kommentar zur chinesischen Hallstattkopie deklariert, könnte im Rahmen einer postmodernen Ausstellung sogar ein echter Coup sein.

Denn soviel ist klar: In fünfzig Jahren, wenn die Klimakatastrophe alle wunderbaren Orte der Welt zerstört hat, werde ich mich für Sätze, die dem Schönen die Schönheit zum Vorwurf machen, rechtfertigen müssen.

Attersee

Am letzten Morgen der Sommerfrische wäre ich aufgekratzt. Das Geld wäre fast aufgebraucht, einige der Bücher angelesen, die Bildbandbilder hätten sich in die Netzhaut gebrannt und erfreulicherweise hätte ich schon ein paar halbherzige Zeilen zu Papier gebracht.

So aufgeputzt würde ich mir in meiner Hotelzimmer-sommerfrische neue Herausforderungen suchen. Gern würde ich daran erinnert werden, dass es ganz schön sein könnte, wenn nicht alles nach Plan verlief. Wenn der Bus nicht führe, weil er ein Rufbus wäre und eine Stunde vor Reiseantritt gerufen werden müsste, damit er führe. Und dennoch käme ich nach Weißenbach am Attersee, wo nur alle paar Stunden

ein Transportmittel Zwischenstation machte. Warten wäre ein Hauptmerkmal der Sommerfrische. Dieses Dazwischensein, dieses Sich-auf-den-Weg-machen-Wollen-aber-eigentlich-doch-nicht und lieber auf einer Bank am See sitzen und aufs Wasser schauen.

Und beim Attersee hätte ich viel zu schauen. Der Attersee wäre groß, was bedeutete, dass mehr Platz für das Dazwischen bliebe. Am Ortsrand entdeckte ich ein verfallenes Tauchlager, das von der sozialistischen Jugend besetzt wurde. Fahnenreste flatterten schlapp im flachen Wind, Europa wäre als Mosaikbild auf einer Mauer nachgestellt. Eine Utopie, der ich mich gern hingeben möchte. Was für Geschichten und Vorstellungen haben dort wohl stattgefunden und wie waren revolutionäre Ideen gescheitert?

Weiter außerhalb des Orts fänden sich Liegeflächen für die Sommerurlauber, die an übergroße Grabflächen erinnerten. Dort lägen die Deutschen einen verwunschenen Sommer lang, stiegen ab und an ins azurblaue Wasser und fragten sich



später verwundert, was geschehen ist an diesen geheimen Stellen am Ufer.

Alle drei Stunden umkreiste ein Schiff den See. Vom Wasser aus wäre der Blick auf die Berge noch einmal ein anderer. Jede Anlegestation würde vom Steward mit einem Trompetenstoß begrüßt. Ansonsten säße er auf dem Oberdeck mit einer Tschick. Wer gegen den Wind rauchte, hätte mehr vom Nikotin. An Hochzeitsfeiern vorbei ginge es Richtung Attersee Stadt. Weißenbach verschwände in der Ferne und würde so wieder rätselhaft wirken.

Am Ende, also in Attersee, angekommen würde ich denken, dass es zwei Arten von Sehnsucht geben müsste: die zitternde und die sentimentale Sehnsucht. Die zitternde Sehnsucht wäre die Sehnsucht nach einem Ort, an dem ich noch nie war und an den ich übersteigerte Erwartungen hätte, die nie erfüllt werden könnten und wenn, dann nur durch disziplinierten Selbstbetrug. Hingegen wäre die sentimentale Sehnsucht die Hoffnung, an einem schon bereisten Ort den einmal erlebten Zustand des Glücks wiederholen zu können, was immer zum Scheitern verurteilt ist.

Mein Glück, denke ich, mein Glück war, dass ich nicht auf Sommerfrische gegangen bin. Alles war ausgedacht. Keiner Gefahr war ich ausgesetzt, keiner Schönheit. Die Lügen erschienen transparent. Das Hotelzimmer werde ich sicher nicht vermissen, nicht die zugezogenen Vorhänge, die kein Licht zu mir ließen, nicht die Portionen Mandelhaarshampoo, die zu Boden geworfenen Handtücher, den zerwühlten Bettbezug, den lederbezogenen Ordner mit den wichtigen Informationen über ein Leben im Hotel.



Ich habe in einem Hotel gelebt. Aber eigentlich bin ich ganz woanders gewesen. Was davon bleibt, sind dreiunddreißigtausend Zeichen Vorstellung. Drei Euro hat der akkurate Concierge mir gelassen. Damit käme ich nun ohne Schwierigkeiten zurück ans andere Ende der Rainerstraße, zurück aus der Sommerfrische.



STEFAN PETERMANN

Geboren 1978 in Werdau. Studium an der Bauhaus Universität in Weimar. 2009 erschien sein Debütroman *Der Schlaf und das Flüstern*.

Die Erzählungen *nebenan* und *Der Zitronenfalter soll sein Maul* halten wurden verfilmt. Er erhielt das Thüringer Autorenstipendium und wurde vom Literaturhaus Bremen ausgezeichnet. 2015 war er Stadtschreiber von Wels und Stipendiat der Kulturstiftung des Rhein-Neckar-Kreis. Er lebt in Weimar.

Das Gegenteil von Henry Sy. *Roman.*

asphalt & anders Verlag 2014

Ausschau halten nach Tigern. *Erzählungen.*

asphalt & anders Verlag 2011

Der Schlaf und das Flüstern. *Roman.*

asphalt & anders Verlag. Hamburg 2009

www.stefanpetermann.de

Ein Leseheft über eine hypothetische Erholungsreise ins Salzkammergut. Nur zum Teil erfüllt Stefan Petermann den Auftrag, auf Sommerfrische zu gehen. Statt eine reale Fahrt ins Salzkammergut anzutreten, verschanzt er sich im Welser Hotel Greif in der Rainerstraße und erarbeitet seine fiktive „was-passieren-hätte-können“-Geschichte.

ISBN 978-3-200-04214-8